

dem wir die erste umhertreiben und gleich dem Odysseus, erst spät ein felsiges Ithaka finden sehen.

Ist es mit den Gaben des Geistes, wie mit den Constitutionen des Leibes? Gelangt dort wie hier der Eine früh, der Andere erst spät zur Mannbarkeit? Gewiß; allein wir haben, wie gesagt, Schriftsteller, die gleich ihren frühesten Productionen den Stempel des Talents aufzudrücken wissen, denen man — wie lange oft! — nachsagt, daß sie diesen Stempel gefälscht, daß sie mit ihren Ansprüchen abzuweisen seyen und deren herrlichste Reden in toga candida nur ungläubige, unwillige Zuhörer finden.

Die Zeit will zu allen Zeiten ihre Huldigungen und hier sind wir vielleicht auf dem Punkte, wo sich so Manches, was uns sonst räthselhaft dünken würde, aufklärt. Zwar ist es nicht zu läugnen, daß gerade die Schriftsteller, nach denen wir Epochen zählen, mit einer offenen Opposition gegen ihre Zeit begannen. Eine genauere Beobachtung jedoch lehrt uns, daß eine solche Opposition fast immer nur eine Scheinopposition war und daß, wenn dergleichen Schriftsteller von der Gegenwart an die Zukunft appellirten, die sogenannte Zukunft in der That schon eingetreten, wie die sogenannte Gegenwart in der That schon verfloßen war. Sie hatten es nur mit den Männern der eigentlichen Gilde zu thun; was außerhalb dieser stand, fiel ihnen zu. So erhob Goethe im „Götz“ das Banner einer scheinbar sehr gefährlichen Opposition, die aber, durch Lessing schon vorbereitet, um so mehr durchdringen mußte, als sie sich durch den kräftigsten Genius geltend machte.

Das Talent mußte also, um einen schleunigen Erfolg zu erzielen, der Zeit huldigen. Und haben wir es nicht in allen Fällen, wo es sich dieser Bedingung unterwarf, die glänzendsten Triumphe feiern sehen? Haben wir nicht jedesmal die große Armee der Nachahmer sich den ermüdendsten Operationen hingeben sehen, wenn ein Goethe, ein Byron, ein Scott u. s. w. die Parole der Zeit ausgesprochen hatten, und jene sich berufen glaubte, dieses Feldgeschrei zum siegreichen zu machen, wenn sie einen Triumph zu entscheiden wähnte, den sie in der That und Wahrheit nur constatirte?

Sind indessen die Töne, welche das Talent anschlägt, nicht in Harmonie mit der Zeit, verfehlt es sich zu weit rückwärts oder zu weit vorwärts, so kann es ihm nichts helfen, daß es ein Talent ist. Es verriethet seine Thaten in einer zu großen Entfernung, als daß sie ein lebendiges, allgemeines Interesse einflößen könnten; es wird auf's Höchste einzelne Bewunderer,

hier und da einen hingebenden Freund besigen — das Glück wird ihm mangeln.

Wie es jedoch Schriftsteller giebt, die erst nach und nach Fortune machen, so haben wir andere, denen das Glück allmählig den Rücken kehrt, und es sind dieß vorzüglich diejenigen, welche, wie man es ausdrückt, sich in eine Manier hineingeschrieben haben. Wie jene erste Classe zu wenig, glaubte diese letztere vielleicht zu viel an sich selbst; sie sieht in ihrem ersten Erfolge einen Bürgen der Zukunft, der sie nicht täuschen könne, und so ist es gerade dieser Bürge, welcher sie endlich insolvent dastehen läßt. Die Literaturgeschichte ist reich an Beispielen, welche hierher einschlagen, und wir haben noch in der neuesten Zeit einen kräftigen Geist auf diese Weise — nicht unter sich selbst, wobei sich eine gewisse Höhe denken ließe — sondern weit unter Leute herabsinken sehen, die früher kaum dahin aspiriren durften, ihm die Schuhriemen aufzulösen.

Sind auch dergleichen Erscheinungen nur dem launigen Glück zuzuschreiben? Ist es wahr, daß, wie Cicero sagt, nicht nur das Glück selber blind ist, sondern auch seine Günstlinge blind macht, so daß diese gewissermaßen gezwungen auf einem Wege verharren, der zu keinem guten Ende führt? Wie mich dünkt, nein, wenn das Talent einer Erziehung — einer Selbererziehung oder einer Erziehung durch fremde Kritik — fähig ist. Das Talent soll von der instinctmäßigen Gabe, die es ursprünglich ist, zum bewußten Besiß hinaufgeläutert werden; nicht das Talent soll den Schriftsteller, der Schriftsteller soll sein Talent beherrschen.

R. v. Groscreutz.

S o n e t t .

Dem 13. April.

Sonette, wie ich sonst sie wohl hinschmetterte
In's Lustgelag, als jubelnde Fanfare,
Daß ringsum Alles dann nur kracht' und wetterte,
Gelingen nicht dem Kopf bei grauem Haare.

Und ob er schon der Muse sich entwetterte,
Damit er, fassend sie am Schlepptalare,
Nur eine Stufe vom Parnas erkletterte,
Versagt ihm doch der Fuß, der wandelbare.

Und Du, den ich mit Lorbeer gern umblättertete,
Du liebster Tag in meiner Lebensfahre,
Der immer mir die enge Welt entbrettetete,

Du höretest heut' nur musenlos Tarare, —
Nein! wenn der Geist sich dießmal auch verhädderte,
Das Herz doch toastet Dir: „Auf viele Jahre!“

Silvio Romano.